

Spiti/Himachal Pradesh/Indien

Reise-Essay

Dieser Essay entstand nach einer Reise durch Nordindien im Jahr 2000.

Er wurde 2001 in „Literatur und Kritik“ (359/360) publiziert

Der Offizier mit dem sorgfältig gezwirbelten und geölten Schnurrbart und den glänzenden Schaffstiefeln spricht wunderschönes Oxford-Englisch: Nein, er bedaure. Die indische Armee könne keinesfalls für unsere Sicherheit garantieren. *So sorry*. Einen Augenblick lang entblößt sein Lächeln die von Betelnusskauen rötlich verfärbten Zähne. Er ist jung, vielleicht drei- oder vierundzwanzig. Das feindliche Pakistan ist nah. Er versieht Dienst hier, ein halbes Jahr ohne Unterbrechung. Jobs bei der indischen Armee seien sehr begehrt, hören wir, denn man bekomme nach 35 Dienstjahren eine Pension – etwas sonst völlig Unübliches. Seine Frau und seine Eltern fehlen ihm, erzählt der Offizier. Er sei Hindu und beinahe so weit von Hause entfernt wie Palermo von Hammerfest. Wir staunen. Wüssten wir doch keineswegs, wie weit Leh, die Hauptstadt des „Kleintibet“ genannten, indischen Ladakh von Delhi entfernt liegt, wären wir nicht eben dahin unterwegs: Ca. 1.100 km. An der Grenze zu Pakistan gibt es Tote, jedes Monat, jede Woche, manchmal täglich, sagt der Offizier. Auf beiden Seiten. Es stehe kaum mehr in der Zeitung. Er spuckt aus, entzündet seinen Beedistummel neu. Es riecht nach Diesel, gebratenem Fleisch und Zimt. Viel besser hätte der Soldat mit der grünen Baskenmütze vor die bunt bemalten Elefanten der Mogulenresidenz Fathepur Sikris gepasst, vors Rote Fort von Delhi oder vors Taj Mahal als hierher, nach *Pang*: ein auf kaum einer Karte verzeichneter Militärstützpunkt am einzigen Landweg nach Leh an der Nordgrenze des indischen Bundesstaats *Himachal (oder Himchal) Pradesh*. Die Straße sei im Dauerregen des letzten Monats abgerutscht und auf Wochen oder länger unpassierbar. Tausend Soldaten seien im Einsatz. Verbindlichere Auskünfte fordern nur die, die zum ersten Mal in Indien sind. Die anderen wissen, dass jegliche Insistenz in sanftem Lächeln und dem Hin- und Herwiegen des Kopfes ertrinkt, das *ja*, oder *eigentlich nein*, oder auch *vielleicht* bedeutet. Trotz oder gerade wegen ihrer Vagheit gehört diese Geste zum Common sense des gesamten Subkontinents und ist auch den kalaschnikowbewehrten Grenzsoldaten zu eigen, die in rostigen Blechhütten hausen, beim Small-talk die entsicherte Waffe auf Aussichtspunkte richten und gegen Lunchpaket-Spenden im militärischen Sperrgebiet Fotoerlaubnis erteilen. Neben wenigen Touristen in leichtgewichtigen Jeeps sind nun vor allem die orangefarbenen, indischen Tata-Trucks in Pang gestrandet. Wie eine eingekesselte Herde gigantischer Maschinen-Tiere stehen gut hundert von ihnen aneinandergedrängt auf einem Plateau neben der Straße, über den Fahrerkabinen prangen farbenfrohe Bilder von Shiva mit dem Dreizack, dem elefantenköpfigen Ganesh, Shivas Sohn, dem blauen Rama oder einer weiblichen

Kali, Durga, Parvati. Außer wenigen Baracken für die Soldaten und Notlagern für die LKW-Fahrer, die bis zum Öffnen der Straße ausharren, gibt es hier nichts. Die heiße Luft vibriert über den Kerosin-Feuern. Abends stürzt die Temperatur binnen einer Stunde um 15, 20 Grad ab. Hochsommer im Himalaya.

Fahrer und Soldaten reichen einander Flaschen mit indischem Rum. Sie hocken dabei mit angezogenen Knien für Stunden in einer Körperhaltung am Boden, die uns Europäern allerhöchstens für Minuten erträglich ist. Essen, rauchen, schlafen. Spielen, trinken, warten. Aufregung ist keine zu spüren. *Wozu auch? Indian people are cool people*, sagt unser Fahrer Joginder, der zur monotheistischen Religionsgemeinschaft der Sikhs gehört und den obligaten Turban und den Silberreif am Handgelenk trägt. Joginder ist zum ersten Mal vom südwestlich angrenzenden Bundesstaat Punjab herauf in den Himalaya gefahren und verträgt die Höhe schlecht. Wir sehen mit Entsetzen, wie er stündlich thrombosevorbeugende Tabletten nimmt und viel weniger Wasser trinkt, als wir mit unserem angelesenen Wissen über die Gefahren der hiesigen Gebirgslagen es für angemessen halten. So wie sich überhaupt unsere Maßstäbe für Gefahr und Sicherheit als das erweisen, was sie außer in Mitteleuropa und wenigen anderen Zonen dieser Erde nun einmal sind: Purer Luxus. Über zehntausende Quadratkilometer gibt es hier nichts als steile, abschnittsweise geteerte, ungesicherte Karrenwege.

Wir kehren um und verlassen Pang. Nach einer kurzen, eisigen Nacht im Zelt auf über 4.000 m würden wir gern die einzige Herberge in der Gegend erreichen. Für Straßenbau und Asphaltierungsarbeiten verschleppt die Armee junge Burschen aus noch ärmeren Bundesstaaten. Ohne Mundschutz, ohne Stiefel, ohne Arbeitshandschuhe kochen sie in großen, offenen Pfannen den Teer auf und ziehen die schweren Walzen zu zweit oder zu dritt vorwärts. Ihre Lebenserwartung beträgt kaum dreißig Jahre. Die Todesursache ist oft Lungen- oder Bronchialkarzinom. Unser Fahrer kurbelt die Fenster zu. Haut und Haar der Arbeiter sind völlig rußverschmiert. Mindestens ein schwerbewaffneter Soldat bewacht sie: Immer wieder versuchen welche zu fliehen, denn eine Kündigung vor Ablauf des auf Jahre geschlossenen „Vertrags“ ist nicht möglich. Häufig kommt es zu Gewalttaten unter den jungen Männern, die den ganzen Sommer über in engen, notdürftig zusammengeflückten Zelten hausen. - Die Einsamkeit und der Teer – das macht sie verrückt, sagt unser Fahrer. Die Landschaft, die diese Hölle birgt, ist ist bizarr und berückend schön. Hunderte Meter stürzen weiße Wasserkaskaden in zerklüftete, menschenleere Täler, in denen Herden von Wildpferden die schmalen, smaragdfarbenen Grasstreifen abweiden. Die Gletscher schimmern in Silber und Blau. Wir schauen und schauen. Die Höhe und die Ausblicke fegen den Kopf auf angenehme Weise leer.

Wellen, Schichten, Schwünge, Risse, Verwerfungen, mit riesigen Steinbrocken übersäte Talsohlen: Für den, der sie lesen kann, liegt die Geschichte dieser Landschaft bloß und korrigiert den allzumenschlichen Eindruck von der „Ewigkeit“ menschenleerer, wüster Gegenden. Erosionskegel säumen die senkrecht abfallenden Gräben oder scheinen an Steilhängen

wie Gestalten in Kapuzenmänteln dem Gipfel zuzustreben. Je nach Verfassung des Reisenden ist es wunderbar oder erschreckend still. Wir finden Edelweiß. Hin und wieder eine kleine buddhistische Stupa (tibetisch: Tschörten) als einziges Zeichen menschlicher Anwesenheit an einem Bach oder auf einer flachen Kuppe. Ursprünglich ein Grabtumulus ist sie nun ein Symbol der Buddhalehre. Ihre Form ist immer gleich: Ein quaderförmiges Fundament mit einem gestuften Aufbau, darauf ein gewölbter Mittelteil und die Spitze mit Sonne und Mond als Zeichen vereinigter Polarität. Jenseits des knapp 4.000 m hohen Rohthang-Passes, den wir hinter Manali überquert hatten, beginnt die buddhistische Welt. Auf der Passhöhe trinken wir Ingwertee mit fetter Milch aus Zinnbechern und beobachten den mit weit offenen Augen meditierenden Mönch in dem kleinen Tempel. Wir fragen uns, wo er sich im Geiste wohl gerade befindet. Die falsche – westliche – Frage, natürlich.

Die Steine für Reparaturarbeiten an der Passstraße werden von nepalesischen Wanderarbeitern per Hand behauen. Springt ein Splitter ins Auge, droht Erblindung. Medizinische Versorgung, Krankenversicherung, gar Gewerkschaft gibt es keine - nicht einmal simple Schutzbrillen.- Die Kinder der Steineklopper spielen an den Abgründen und gehen nicht zur Schule. Mit den Eltern leben sie in selbstgebauten Verschlagen mit Plastikplanen als Dach. Die Steine sind ihr einziges Spielzeug. Ihre Welt besteht aus den Gebirgsketten und der Straße, an der ihre Eltern den porösen, abrutschgefährdeten Untergrund mit Kopfsteinen stützen, aus den orangefarbenen und olivgrünen LKWs, den hin- und wieder durchfahrenden Touristenjeeps und aus dem an schönen Tagen fast dunkelblau strahlenden, samtigen Himmel über den Seitentälern Himchal Pradeshs. Das Massiv ist für ein Gebirge jung – es stammt aus dem mittleren Tertiär – und dementsprechend dynamisch. Berge und Himmel sind freilich nicht leer: Götter und Geister aus buddhistischen und vorbuddhistischen Traditionen beleben sie, Verkörperer von Prinzipien und historische Gestalten, die in einer dichtgewobenen Sagen- und Geschichtenwelt keineswegs ferne, abstrakte Wesen sind, sondern nah, selbstverständlich und hier. Manche ziehen sogar in die von Menschen gebauten kleinen Wohnstätten ein, den *Lados*, die aus aufeinandergetürmten Steinen, Knochen und Hörnern bestehen.

Kaum einer der Straßenarbeiter spricht das in Indien auch unter den Armen verbreitete Englisch, sondern Hindi, Nepali, Bothi oder das regionale Lahauli. Kommt man ins Gespräch, werden Fragen nach persönlichen Wünschen, Hoffnungen, Meinungen, meist mit freundlich-verständnislosem Lächeln quittiert und bleiben ohne Antwort. Wie soll man auch auf Fragen antworten, die einem noch kaum je gestellt wurden? Welche Sinn hat die Frage „Was willst du?“ in einem Leben, das aus unserer Sicht über keinerlei Spielraum verfügt? Aber wie immer auf Reisen, die mehr als Ortswechsel sind, verschieben sich Maßstäbe: Die ernsthaft gestellte Frage nach dem eigenen Spielraum in einer Gesellschaft, die die erfolgreiche „Marke Ich“ zu ihrem Götzen erkoren hat, bleibt ebenfalls ohne Antwort und von vielerlei Zweifeln flankiert. Die Ursache für die Geduld und Ergebenheit der Menschen allein in der Religion zu suchen, griffe gewiss zu kurz. Die im Alltag oft beobachtbare Gelassenheit ist wohl Ergebnis

vieler (mentalitäts-)geschichtlicher Faktoren – das Fehlen moderner Infrastruktur mit ihrem notwendigen Zugriff auf die Zeit der Menschen ist wohl der ausschlaggebendste. Über sich selbst zu sprechen, gar über seine Leiden, gilt tibetischen Buddhisten zudem als unschicklich, sofern nicht anderen damit gedient ist. Die Ruhe ist schön, der Mangel ist es nicht – doch das eine ist mit dem anderen verknüpft. Ohne einen gewissen Verzicht auf Komfort wird sich die Erfahrung von mehr Zeit und Ruhe nicht ins eigene Leben mitnehmen lassen. So einfach ist das. Und so schwer zu akzeptieren: Ladakh-Touren, die den ultimativen Himalaya-Kick in durchprogrammierten 10 Tagen versprechen, sind jüngst in Mode gekommen. Doch Straßen, Berge, Wetter und die trägen Tata-Jeeps wissen nichts von den Programmen, die mit ihnen gemacht werden, und gehorchen anderen Gesetzen.

Außer einem grünen Uferstreifen und winzigen Kartoffel- und Getreidefeldern entlang des Flusses Chandra findet sich hier kaum Vegetation. Schnell verliert sich der Blick zwischen den vollkommen kahlen, in allen Erdfarben von hellem Sand bis zum tiefem Zimtbraun und Umbra schimmernden Fünf- und Sechstausendern, von denen viele noch unerstiegen sind, den sogenannten *virgin peaks*. Obwohl die Truck-Fahrer für ihren reichlichen Rum- und Cannabiskonsum berüchtigt sind und jegliches Aneinandervorbeimüssen zentimetergenauen Manövrierens bedarf, geschehen wenig Unfälle: Sie sind echte Könnner. Zumeist haben sie einen Beifahrer mit, der als persönlicher Diener fungiert, kocht, Wäsche wäscht, Getränke besorgt und das Fahrzeug putzt.

Von Delhi via Dharamsala, dem Exilort des Dalai Lama, sind wir durchs apfelduftende Kullutal nach Manali gereist, einem Sommerfrischeort für wohlhabende Inder. Sie fliehen vor der feuchten Monsunhitze hierher, wandern mit umgehängten Videokameras in geliehenen Kapuzenpelzmänteln durch die Zedernwälder und teilen den Ort nicht allzu gern mit westlichen Touristen jeglicher Provenienz, die sich an den überall wild wachsenden Haschischpflanzen bedienen. Mit seinen verblassten Kurhotels, den Bauernhäusern mit weißgekalkten Erdgeschossen aus dickem Stein mit Fensterluken und kunstvoll verzierten Holzaufbauten unter Schrägdächern hat der Ort auf den ersten Blick sogar etwas Alpines. Wir sitzen auf einer Dachterrasse, von der aus man endlose Apfelplantagen und Reisterassen überblickt, und fragen uns, wohin die vielen weinrotgewandeten Mönche und Nonnen unterwegs sind, die nach und nach in Manali einlangen. Zum Kloster Kye, ins Spiti-Tal, einer abgelegenen Provinz des Himchal, erzählt man uns. Der Dalai Lama käme dorthin, um das berühmte Kala-Chakra-Ritual durchzuführen. Zehntausende TibeterInnen aus dem indischen Exil werden dort erwartet. Interessant, aber wir wollten doch nach Ladakh. Noch wissen wir nichts von Pang und davon, dass dort Endstation sein wird. Dort, so wird sich herausstellen, am Ort des Scheiterns, beginnt die Reise neu. Und ohne dass man noch viel über uneingelöste Wünsche hadert und an dem hängt, worauf man sich zuvor fixiert hat, ist man schon längst wieder unterwegs, ungeplant und unberechnet. Diesmal nimmt man es leicht: Wie gut das tut, nachdem Planung und Programm zuweilen die Stelle des Lebens selbst einzunehmen drohen.

Von Pang aus also zurück, dann nach Osten ins Spiti-Tal. Zelte sollen am Kloster zu mieten sein. Das einzig doch Beunruhigende ist, dass wir wegen der anhaltenden Unwetter nur eine einzige Straße benutzen können, auf der wir auch wieder zurück müssen.

Wie die Ladakhis sind die Einwohner Spitis Buddhisten und Nachkommen eingewandeter Tibeter. Erst 1994 wurde die Region für westliche Reisende geöffnet. Weniger als 10.000 Menschen leben dort, nur ca. 1,2 Einwohner pro Quadratkilometer gegenüber 311 im indischen Durchschnitt. Wir überqueren den 4.590 m hohen Kunzom-La bei Bilderbuchwetter. Stiller Jubel unter den bunten Gebetsfahnen: Nicht zuletzt wegen der Überwindung der letzten 150 Kilometer ohne Zwischenfall. Das 1000 Jahre alte Kye (oder Kee), über dem Dorf Kaza ist das größte Kloster Spitis. Hunderte Mönche erhalten hier ihre religiöse Erziehung. Kye ist auf einem Hügel erbaut und besteht aus unregelmäßig gruppierten, durch Gänge und Treppen verbundenen Gebäuden mit den typischen Flachdächern. Es verfügt unter anderem über eine umfangreiche Waffensammlung – eine Erinnerung an nicht so friedliche Aspekte religiöser Herrschaft, mag ihnen auch die sanfteste und philosophischste aller Religionen zugrunde liegen. Unterhalb des Klosters ist bereits eine Zeltstadt entstanden. In mehreren langen Reihen stehen Wohnzelte aus braunem Segeltuch. Garküchen, Ärzte und Friseure, ladakhische und indische Händler bieten alles an, was Herz, Leib und Haushalt begehren. Die Menschen kommen hierher wegen des Dalai Lama, – in Bussen, auf Pferden oder Yaks – um ihre Verwandten zu treffen, um Geschäfte zu machen, zu feiern, zu beten. Wenn man als einer der vielleicht hundert Ausländer durch die Zeltreihen geht, ist es, als würde man in Wellen von sanft neugieriger Freundlichkeit treiben – bald gibt man den Widerstand gegen die Bezauberung auf und gesteht zu: Zuhause in Österreich gibt es nichts Vergleichbares im Umgang mit anderen. Das Kala-Chakra-Fest wird insgesamt 9 Tage dauern, und hat den Zweck, in Schülern und Lehrern mit Übungen Gesängen, Tänzen und Belehrungen die Buddha-Natur mit ihrer geistigen Unabhängigkeit und ihrem allumfassenden Mitleid und ihrer Mitfreude für alle lebenden Wesen zu stärken. Ganz unerwartet hierher geraten, wissen wir viel zu wenig über die komplizierten, tantrischen Rituale und sind für diesmal auf andere Kategorien als die des intellektuellen Verstehens angewiesen. Bei Sonnenaufgang wecken uns die tiefen Chorstimmen der Mönche und die brüllenden Töne aus den vier Meter langen, alphornartigen Kupfertubas, den *radongs*. Langsam ziehen wir den steilen Weg zum Kloster hinauf. Schritt, Atem, Schritt. Anders ist es nicht zu schaffen. Die Frauen tragen zur Feier des Tages ihren schönsten Schmuck aus Silber, Amber, Koralle und Türkis. An den Trachten sind die einzelnen Dörfer und Provinzen zu unterscheiden. Bekannte werden außer mit beeindruckendem Lächeln auch mit kurz herausgestreckter Zunge begrüßt. Junge Frauen staksen auf hohen Absätzen die steilen Serpentinaen herauf. Drei Kindermönche plündern kreischend einen Sanddornstrauch. Es gibt Bücherstände mit Nachrichten über Tibet, Berichte vom Widerstand, religiöse Texte. Ein alter Mann meißelt das heilige OM in flache Steine, die von Pilgern mitgeführt werden. Ab sechs Uhr warten die Menschen auf den für 14 Uhr angekündigten Dalai Lama. Rasch steigt die Sonne, über den Köpfen der Wartenden werden immer

mehr bunte Schirme aufgespannt. Der Alte hinter mir, der eine kleine Gebetsmühle dreht, murmelt unablässig die heiligen Silben „Om mani padme hum“ vor sich hin, für die nächsten vier Stunden. Wir sind so fremd hier, Analphabeten, Unwissende. Trotzdem – die sieben Stunden Wartezeit verfliegen. Unter einem Baldachin legen Mönche in vielen Arbeitsstunden eines der berühmten farbigen Sandmandalas – am Ende wird es ohne viel Umstände mit dem Besen verwischt – als Zeichen der Vergänglichkeit alles Gewordenen - ein fröhliches Memento mori. Als der Dalai Lama, flankiert von zwei imposanten Trägern der hahnenkammartigen Gelbmützen, schließlich auf die Bühne tritt, stehen alle auf, tausende *Kathas*, weiße Begrüßungsschals fliegen durch die Luft. Der Dalai Lama selbst löst den Moment gespannter Feierlichkeit auf, indem er sich über die Brüstung beugt und mit den unten hockenden Jugendlichen zu plaudern beginnt. Wie die Tage zuvor in der Landschaft verlieren sich unsere Blicke an den Menschen, in den intensiven Gesichtern. Die selbstvergessene Neugierde der Kinder, die Wachheit, das Glück, die Müdigkeit. Ich denke daran, wie interessant Romane, Lebensgeschichten, Erzählungen mit den Stimmen hier lebender Menschen wären. Für die Tibeter Indiens ist Kunst und Kultur noch ganz mit Kult verbunden und dient als Unterstützung und Ausdruck der Einbettung des einzelnen in ein kulturelles und kosmisches Ganzes. Viel eher als individuelles Sich-Unterscheiden gewährt dies das mühsame und konfliktreiche Überleben. Aber die gerade für Lahaul und Spiti noch junge Begegnung mit der westlichen Welt mag ja vielleicht auch einiges bewegen, was über den schon erfolgten Import von Nike und Coke hinausreicht.